

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 1 (1911)
Heft: 8

Artikel: Es hustagelet
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-633402>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Es hustagelet. ❧

Es hustagelet! Lieb u fründtlig lachet d'Sunnen uf d'Arden ahe. Überem Bode foht die läiji Luft lüsi lüsi afoh zittere, un öppis wi-n-es heimligs Zittere geit dur die ganzi Natur. 's Läben erwachtet i tufig Gfalte. Dürhar foht es a gramfefe. Unzähligi Tierli, wo me vorhär niene gwüßt het, si undereinischt wider do. Am Waldchlammerchuauffe tuets nume so gräile. Am Gülleloch hets wider Mischtmugge, weiß dr Guggen, wo sie hächcho fi. Am Gartehag gnagt schon e Wäschpichüng i aller Strengi Holzwillen ab for-n-es neus Hüsi, u d'Härdgüeg hämele dervo, wi wenn sie Chummer hätti e Zug z'versumme. Beieli flüege scho ganz Chupelen us goh luege, gäb d'Haselämele verstoffe heigi u d'Wydebüfeli nid bal welli gälbe. Chüschtingi Pollebrötli sötti sie ha, un es Tröpfli frisches Blueschthung chäm nen o nid ungschickt. I dr Hofschert psyffet es Bögeli: Hochzeit ha! Hochzeit ha! u halfet ärschtig no 'ren Nchtgrippele, wo me gäbig chönnt es Näschtli baue. U dr Star rügelet ohni Ufhöre vor fir wättergraue Trucken u läipft derzue sini Fäckli u loht sen im gulbige Sunneschyn glühere.

Un erscht uf de Matten u a de Reine! Dert strecke Milione Gressli u Chritkli ihri zarte Dölleri dr warme Sunnen etgäge. Es mahnet ein ganz an es Tschüppeli Chind, wo dr Mueter Brot heusche. Es n-jedersch bäumelet si, het 's Händli zwäg u möcht 's Liebichte fi. Mi meint schier, mi ghör-sche chütterle: „Mir z'erscht!“ „Mir o dervo!“ „U mir de o!“ „Gäll, Mueter, mir de rächt rächt vil!“ D'Säubluemme probiert ihres runde Chöpfli us den Achslen use z'wärche, u 's Mattegismeli zieht gleitig di wißen Umhängli usenandere u schnauzet dr Plackestock a: „Liecht-schelm! Liecht-schelm! Meinscht, du figischt alleini uf dr Wält? Schämst di nid, den andere däwäg dr Plagg z'verschloß!“ Aber dr Plackestock achtet si nid es bigeli u däicht: „Lueg es n-jedersch for ihns, de ischt for alli gforget!“ Do wüffe di Chlymne: „Sez heißt es: feschet am Stäcke! Iüschit übernimmt is dä groß Gfabi z'volems u mir müesse am Bode nide ganz vertodere!“

U wi wohl tuet di Hustagesunne den alte Lüte! Wi mängs schittere Muetli u wi mängs chrumme Grosätti gnappet am Stäcke dür d'Chuchi us, zieht müehsälig eis Bei no'm anderen uber d'Schwellen u ländtet so froh bim grüenne Löbistuehl vor am Huus, wie-n-es Chind, wo dr Mueter cha goh uf d'Schooß hocke. „Gottlob u Dank, daß i no einischt ha möge düregschloß! Gottlob, daß i no einischt d'Matte darf gseh grüen wärde u miner alte, murbe Chnochen a dr mildte Sunne cha wärme.“

U „Gottlob!“ rüefen au die arme Lüte. We se d'Sunne verguldet, gseh au d'Vöcher i de Deckere, d'Chleck i de Wände u d'Schräng i de Chutte scho vil minder trostlos us. Aber d'Sunne wär nid z'friede, we sie nume di bräschthafte



d'Buechrütteli. Eine der hübschen Einfattlungen des Ramisberges gegen die Straße diesswärts Rahnflüh. (Aus Friedlis „Lützelstüb“, Verlag von H. Franke, Bern.)

u arme Lüte chönnt vürelöke. Si möcht au wider einischt flüfigi Purelüt uf em Acher gseh zable. U de het es se scho lang planget, wider einischt es währschafte Puremeitschi im Chittelbrüschkli u spitze Hemmli z'gseh. Es freut se-n allimol, wenn sie eim uf di rote Bäckli chan es Müntschi gäh un ihm 's wiße Hälkli u die feschten Armlü stryche, bis sie schön nußbrun si. Drum schynt sie all Tag wermer u tröchnet Schärhüiffe, Struchinen u Gartebett u git nid no, bis die g'äferete Bläken a dr Sunnsite ganz bleift si.

Sez hei d'Heimibacher-Pure niene meh Witli. Das Zittere vo dr warme Luft gspüre sie bis i's Härzgrüebli ihe. Vorbi isch es mit em Usbären im Bett, mit dr gmüetligen Dschocerei, mit em gradgylchigen Umekniepen ums Huus. Sez wanderet dr Löffel wider so bhänd als mügli i d'Rigle, u geit e Chnopf ab, so wird dr Hofetreger mit eme Drohtnagel agsteckt. E Tascht un Uruehw chunnt uber die Lüte,

es tolt se nümme under em Dach. Uf müesse sie, es Wärd-
holz i d'Hand näh u drischloh wi die Wilde, de lichtet's ne.
Aber höre tuets ne nid bis sie dr Chopf uf's Hautchüßi
abgleit hei u mängischt nid emol denn; no im Traum hei
sie mit em Duffewärche Chilbi u chbi nid rächt löje. U

chuum daß die erschi Tagheiteri do ischt, drängeliert se das
Fieber wider, daß es nen ischt, wi wenn bständig eine hinder
ne nohe lief u polschtereti: „Lauf! Mach! Voh's rücke!
Gseh'sch nid, wi Bärge z'tüe si!“

Wärchangicht seit me däm Fieber z'Heimisbach hinder.

Idyll.

Es Chüschle im Stübli,
Chuum g'hört me d's Känster gah,
Er dycht zur Bühni hind're
Der Laubelähne nah.

D's Tennleiterli het gyret
Und d's Lottertöri g'chracht;
We nume Türgg nit ruret,
Und niemer drab erwacht!

Im Schwick düer d'Hofstet use;
Scho het e Güggel g'dräit,
Und lue, am Schafrain unte,
Wie Nachbars Bänz scho mäit! —

Dahem im Hinterstübli
E länge, teufe Schnuf,
Der Ätti rüeft und rumplet:
„Seh, Hans, 'sich Zit für uf!“

Dä nimmt vom Stüeli d'Bränte
Und troglet d'Besè y,
Und jušet bis zum z'Morge:
„I möcht' gärn bi d'r sy!“

Jakob Bürki.

Segen und Unsegn.

Don Jeremias Gotthelf.

Schön scheint die Sonne zu allen Zeiten, aber schöner
doch nie als im Spätherbste, wenn die Nebel gefallen sind;
da wandelt sie gar so freundlich in ihrem goldenen Glanze
durch den klaren, blauen Himmel. Sie hat sichtbar Freude
an dem kleinen Sternchen, das von ihrem Lächeln lebt und
jetzt mit so freundlichen Mienen sie umgaukelt. Gar freund-
liche Blicke sendet sie nieder, färbt so bunt und schön die
Wälder, läßt im dunkeln Laube die Wangen der Äpfel sich
röten, läßt den guten Röhren die Wiesen grün, hört ihrer
Glocken freundlich Geläute, sieht dem muntern Treiben der
hütenden Buben zu, wie sie Äpfel braten und Kartoffeln,
und wenn sie scheiden will, läßt sie höher erglänzen die Weide-
feuer der Buben, Sternchen übers Land gesät, wie Sterne
gesät sind am Firmamente. Doch andere Sterne sind die
da oben, sie verglimmen nicht so schnell wie die da unten,
welche Buben angeblasen, welche Menschen angemacht. Wenn
dann noch gar Sonntag ist auf Erden, ein friedlich schöner
Sabbath in der Sonne Schein, mit blanken Röhren auf den
Weiden, gepuzten Mädchen auf den Straßen, sonst aber so
still und feierlich, da ist es dann wirklich, als sei man im
Paradiese, als nahe man sich den Pforten, welche in den
ewigen Sabbath führen; denn Schöneres gibt es eben kaum
auf Erden, als ein stiller friedlicher Herbstsonntag in der
Sonne Glanz. Auf Erden wechseln Menschen und Moden,
Regierungen und Könige, es kommt und geht, was die Erde
berührt, auf immer das eine, und anderes kehrt wieder und
immer wieder, so lange die Sonne geht am Himmel, so lange
Gottes Hand die Erde hält. So kommt wohl die Nacht auch
über solch einen lieblichen Sonntag und die Nacht ist fein

Grab, und aus seinem Grabe wird der Montag geboren,
aber der gleiche Sonntag kehrt wieder in 7 Tagen, vielleicht
und oft in sieben Jahren und gar manchmal in siebenzig
Jahren, der alte Sonntag in gleich lieblichem Gewande, mit
der alten Sonne für das neue Geschlecht.

Es mögen mehr als fünfzig Jahre her sein, als ein solcher
Sonntag das Land verklärte. In einem Pfarrhause lebte
seit einigen Monaten einsam ein junger Pfarrer. Haus und
Herz waren ihm so ziemlich leer, nicht im bösen Sinne, aber
um so fataler ist es eben. Sein Mobilien bestand größtenteils
aus einigen Reliquien vom alten Pfarrer her, wackelichten
Stühlen und dreibeinigen Tischen; besseres hätte sein Ver-
mögen überstiegen; denn ob selbst die dreibeinigen Tische
ganz bezahlt waren, möchten wir fast zweifeln. Es sei ein
grusam Armer, aber dr freinst Schlubi, wo man finden wolle,
hieß es in der Gemeinde. Daß sein Herz leer war, er
nicht seine Schuld, an Liebe und Wünschen fehlte es nicht.
Er hätte ganze Schiffsladungen von Mädchen einwandern
lassen, wenn sie ihm nur jemand gebracht hätte; aber er
finde keine, sagte er, und doch sei die Welt voll heiratslustiger
Mädchen, sage man, aber er glaube es nicht. Er gehörte
unter die Leute, welche ohne verwandtschaftliche Bande auf-
wachsen, mehr Bekanntschaft mit Büchern als mit Menschen
haben, schüchtern und blöde sind, wandeln, als ginge es auf
lauter Eiern und als seien sie gläsern, könnten beim geringsten
Putz splintern. Solchen Leuten sieht man es nicht an, wie
gerne sie eine Frau hätten, wie viel Liebe sie im Herzen
haben und wäre sie saumweise auszumessen oder zentnerweise
abzuwägen. Das sind die stillen Wasser, welche so tief sind,